

Mönchtums im Lamaismus zu ziehen. Auch die von Filchner beigebrachte Literatur gestattet darüber noch kein sicheres Urteil. In der Geschichte des Christentums läßt sich ja mehr als ein Winter finden, in dem manche Klöster dem Schmutz und der Roheit des Strafvollzugs in Kumbum kaum etwas nachgaben und die sittliche Höhe seiner Mönche nicht einmal erreichten. Dürfte man darin den Durchschnitt des katholischen Klosterlebens erblicken? Aber abgesehen von Folgerungen, die der Gegensatz der beiden Weltanschauungen nahelegt, wird man sagen können, daß schon die tibetische Gewohnheit, jeden zweiten Sohn, ohne Rücksicht auf seinen Charakter, zum Mönche zu machen, die klösterlichen Anforderungen unter die katholischen herabdrückt, was denn auch jeder Kenner katholischer Klöster durch diese kurze Schilderung des Lebens in Kumbum und erst recht durch Filchners Buch bestätigt finden wird. Größere Klarheit über die Unterschiede ist in christlichen wie lamaistischen Kreisen von dem Wirken der Bernhardiner zu erwarten, die im Januar 1933 von ihrem berühmten Kloster in der Schweiz ausgesandt worden sind, um auf dem Himalayapaf von Lhatse-Djong ein katholisches Hospiz für die Karawanen zu gründen, die den Handel mit Reis, Tee und Seide zwischen China, Tibet und Birma vermitteln.

Jakob Overmans S. J.

Richard Wagner und die „Ultramontanen“

Sehr viel hat Richard Wagner zeitlebens nicht mit Katholiken zu tun gehabt. Als Protestant freier Richtung kam er weder in Leipzig, seiner Vaterstadt, noch in Dresden, Königsberg, Riga, Paris, Zürich, Luzern, Bayreuth, Venedig mit katholischen Kreisen in nähere Berührung, wenn man von den beiden Katholiken Franz Liszt und dem Dichterkomponisten Peter Cornelius, die zu seinen engeren Freunden zählten, absieht.

Anders wurde es, als der Meister durch die Huld des Königs Ludwig II. nach München berufen wurde. In dieser katholischen Stadt konnte es nicht ausbleiben, daß auch katholische, oder wie

man sie verächtlich zu nennen pflegte, ultramontane Persönlichkeiten seine Wege kreuzten. Freilich dürfen wir das Wort „ultramontan“, wie es uns im Wagnerschrifttum begegnet, nicht in seiner engeren Bedeutung verstehen, sondern als katholisch überhaupt mit Einschluß des liberalen Teiles der Katholiken. In München herrschte ja damals, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, ein liberaler Geist; die treu kirchlich gesinnte ultramontane Partei war nur eine Oppositionspartei von geringem Einfluß, deren Sprachorgan neben dem „Neuen Bayrischen Kurier“ und dem „Landboten“ vor allem Zanders¹ „Volksbote“ war.

Alle Welt weiß, daß Wagner die Gunst des ihm schwärmerisch ergebenden jugendlichen Königs in kurzer Zeit wieder verlor. Als Gründe dieses auffälligen Wechsels wurden von den Biographen des Meisters neben der Engherzigkeit der bayrischen Regierung, der Münchener Stadtverwaltung und des bayrischen Volkes so einmütig dunkle ultramontane Machenschaften bezeichnet, daß wir selber fast geneigt waren, es zu glauben. Sagt doch auch Wilhelm Kosch, an dessen katholischer Gesinnung gewiß niemand zweifelt, oder läßt es einen ungenannten Gewährsmann sagen: „Ränke der ultramontanen Partei verscheuchten den Meister aus München.“²

Man hat sich bisher die Beweisführung sehr leicht gemacht: es wurden nur solche Quellen herangezogen, die Wagner günstig waren; sie wurden kritiklos benützt, obwohl jede Begründung der Behauptung fehlte. Frau Cosima gibt dem Adel und dem Klerus die Schuld an der Mißstimmung. Auch ihr Gatte, Hans v. Bülow, meinte, Bayern sei nicht gefährlich, aber die Jesuiten und der von ihnen aufgehetzte Pöbel. Eine Entschließung der Fortschrittspartei bekundet: „Wagner ist nun gefallen, der Ultramontanismus hat gesiegt.“ Wagner selbst aber schrieb in einem Brief: „Jesuiten wollten mir zwei Festtheater,

¹ Vgl. über diesen aufrechten, aber oft maßlosen und unnachgiebigen Konvertiten diese Zeitschrift Bd. 106 (1923/24) 113 ff. und Bd. 107 (1924) 426 ff.

² Deutsches Literaturlexikon II (1930) Spalte 288a.

zwei Kunstschulen, Villas und Renten geben, soviel ich wollte, ich sollte mich nur gefügig zeigen.“ Als ein Verbreiter dieser törichten Behauptung öffentlich aufgefordert wurde, seinen Gewährsmann zu nennen, war die Antwort Schweigen. Zwar gab es damals in München gar keine Jesuiten, aber Jesuiten und Ultramontane galten eben und gelten heute noch als vertauschbare Begriffe. Wenn das alles richtig war, dann durfte freilich der Revolutionslyriker Herwegh seinen Genossen Wagner andichten:

Ungestümer Wegebahner,
Deutscher Tonkunst Pionier,
Unter welche Insulaner,
Teurer Freund, gerietst du hier!

Aus diesen und ähnlichen Quellen haben die späteren Wagnerbiographen ihre Urteile geformt. Wir verstehen es dann, wenn ein Glasenapp den Grund für Wagners Vertreibung im Übergewicht fest eingesessener reaktionärer Kreise und ultramontaner Dunkelmänner findet, wenn Golther erklärt: „Wagners Feinde waren Ultramontane und Altbayern“, wenn noch 1924 Moser in seiner Geschichte der Musik schreiben konnte: „Der Einfluß (Wagners) ... auf den König trieb rasch zu pfäffisch geschürtem, kleinbayrischem Volks- und Palastaufstand.“ Unausgebeutet blieb die Tagespresse jener Jahre (1864—1870), und die reiche Memoirenliteratur wurde nur ungenügend verwertet. Dabei muß man noch beachten, daß Cosima wichtige Briefe vernichtet oder zurückgehalten hat, und daß selbst ihr neuester Biograph, du Moulin-Eckart (1928), nur eine Auswahl aus den Tagebuchnotizen bietet.

Es kann darum nicht dankbar genug begrüßt werden, daß sich endlich einer fand, der die bisher versäumte historische Kleinarbeit leistete, mit dem überraschenden Ergebnis, daß sich das Bild jener Zeit in völlig neuem Lichte zeigt. Das Verdienst gebührt dem bestbekannten Rosenheimer Oberstudiendirektor Eduard Stemplinger, der uns unlängst das Buch „Richard Wagner in München 1864—1870. Legende und Wirklichkeit“³

vorlegte. Das Buch entsprang nicht einem vorgefaßten Plan; es ist vielmehr nur ein Nebenprodukt der Arbeit an einem achtbändigen Werk über den Münchener Dichterkreis. Bei seinen Untersuchungen stieß der Verfasser auf mancherlei Unstimmigkeiten zwischen seinen Quellen und der üblichen Darstellung der Münchener Wagnerzeit, die ihn veranlaßten, die fraglichen Jahre gründlich zu durchforschen. Es ist nicht seine Schuld, wenn Wagner dabei die Martyrerpalme aus der Hand gewunden wurde.

Eines hat sich als richtig erwiesen: es wurden Intrigen gesponnen. Aber nicht die Münchener waren die Intriganten, sondern Wagner selbst und besonders seine „Freundin“ Cosima.

Wagner erzählt in seiner Selbstbiographie von seinen ewigen Geldnöten. Er brauchte viel, und auch große Summen waren in kurzer Zeit wieder vertan. Von diesen Sorgen befreite ihn die Berufung des Bayernkönigs. Am Schluß seiner Selbstbiographie schreibt er: „Nie jedoch hat unter dem Schutz meines erhabenen Freundes die Last des gewöhnlichen Lebensdruckes mich wieder berühren sollen.“ Aber ein alter Freund des Meisters schrieb schon damals an den Musikverleger Schott: „S. M. von Bayern wird auch bald einsehen, daß er nicht imstande ist, dem Strudel der Wagnerischen Verschwendungssucht mit seinen bescheidenen Mitteln zu genügen.“

Wagners Jahresgehalt betrug 4000 fl. (mehr als das eines Ministerialrates von 18 Dienstjahren), der König bezahlte ihm seine Schulden (16000 fl.) und den Mietzins für das „Häuschen“ an der Briennerstraße (3000 fl.); für den „Ring“, den er innerhalb drei Jahren vollenden sollte, erhielt er vertragsgemäß zuerst 18000 fl. und dann nach drei Jahren 12000 fl., wobei zu bemerken ist, daß er die Partituren von „Rheingold“ und „Walküre“ bereits an den Züricher Groß-

sich wohl manche Wiederholungen vermeiden lassen. Auf die Benützung des Romans „Verehmt“ von Aug. Becker wäre vielleicht besser verzichtet worden, da die Zitate daraus für den Beweisgang gar nicht nötig sind. Den überragenden dokumentarischen Wert des Buches können solche Wünsche aber nicht schmälern.

³ 80 (160 S.) München 1933, Knorr & Hirth. M 2.90, geb. M 3.90. Durch eine organischere Durchgestaltung hätten

kaufmann Otto Wesendonk um 12 500 Fr. verkauft und für den „Siegfried“ vom gleichen Gönner 12 000 Fr. Vorschuß erhalten hatte! Außerdem drängte er den König, ihm noch „freie Verfügung über größere Geldmittel und eine Equipage“ zu bewilligen. In eindreiviertel Jahren hatte er nicht weniger als 99 400 fl. für seine Person aus der Kabinettskasse erhalten, Zuwendungen für seine künstlerischen Zwecke gar nicht eingerechnet. Trotzdem wagte er es noch, den König um ein Darlehen von 40 000 fl. anzufragen. Wer könnte sich wundern, daß der Kabinettschef Pfistermeister darob in steigende Unruhe geriet? Diesen unbequemen Mann zu entfernen, war denn auch das Bestreben Wagners und der ihm ergebenen Fortschrittspartei, besonders nachdem der „Volksbote“ Ende November 1865 die Nachricht gebracht hatte, Wagner habe bisher 190 000 fl. aus der Kabinettskasse erhalten. Diese Nachricht wurde nicht etwa als falsch dementiert, der König bestritt lediglich die Meinung Wagners, die Zahlen könnten nur aus dem kgl. Kabinett stammen. Ein paar Tage später erschien in den „Neuesten Nachrichten“ ein Artikel, offenbar von Cosima verfaßt, der sich in giftigsten Ausfällen gefiel, und von dem der König selbst an den Meister schrieb, daß er sich dadurch mehr geschadet als genützt habe.

Der König blieb nicht ungewarnt. Der Ministerpräsident von der Pfordten schrieb ihm u. a.: „Bayern wird es, wenn auch mißmutig, in alter Treue ertragen, wenn S. M. Vergnügen daran findet, die Gelder, welche viele Tränen der Armut trocknen könnten, durch Wagner und Genossen verschwelgen zu lassen.“ Und am nächsten Tag: „Dieser Mann ... ist verachtet von allen Schichten des Volkes ... wegen seiner Undankbarkeit und Verrätereie an Gönnern und Freunden, wegen seiner übermütigen und liederlichen Schwelgerei und Verschwendung, wegen seiner Schamlosigkeit, mit der er die unverdiente Gnade E. M. ausbeutet.“ Wer nur ein wenig Rechtlichkeitsgefühl im Leibe hat, wird nicht einen Augenblick zweifeln, auf welche Seite er sich stellen soll. Schrieb doch selbst einer der Freunde des Meisters damals in einem Brief: „Wagner wird durch seine Maßlosigkeit über kurz oder lang zu Fall

gebracht werden.“ In der Tat gab der König nach und ließ Wagner mitteilen, daß er auf einige Monate Bayern zu verlassen habe. Die liberale „Allgemeine Zeitung“ mußte bekennen, daß der bekannte freche Artikel in den „Neuesten Nachrichten“, nicht aber die Ultramontanen Wagner gestürzt hätten.

Die Anordnung des Königs entsprang der Staatsräson. Seine Verehrung und Liebe für den Künstler dauerten fort. Aber es gelang Wagner, auch dieses Wohlwollen noch zu verscherzen. Es steht heute fest, daß er bereits im Juli 1864 intim mit Cosima, der Gattin seines Freundes Bülow, verkehrte. Selbst Wagner-Apologeten wie Glasenapp müssen das zugeben. Natürlich entstand darüber allerlei Gerede. Den beiden konnte das nicht gleichgültig sein, und so verfielen sie auf den mehr als kühnen Gedanken, sich vom König eine Unschuldsscheinigung ausstellen zu lassen. Eine Autorität wurde gegen das Zeugnis des Gewissens angerufen. „Ihr königliches Wort“, schreibt Cosima an Ludwig, „kann einzig unsere angegriffene Ehre wiederherstellen ..., ich habe drei Kinder, denen ich es schulde, ihnen den ehrenwerten Namen ihres Vaters fleckenlos zu übertragen.“ Das dritte Kind, Isolde, war von Wagner! Und Wagner selbst stellt in einem Brief an einen Freund die Alternative: entweder Trennung vom König und Zurückweisung aller seiner Wohltaten, oder „die nötige Rechtfertigung durch ein hochehrendes öffentliches königliches Zeugnis“. Schwer begreiflich ist es, daß sogar der betrogene Gatte, der gut wußte, wie die Dinge in Wirklichkeit standen, die faule Sache befürwortete. Ihm wurde denn auch das Unschuldssattest zugestellt mit der Befugnis, es zu veröffentlichen. In den „Neuesten Nachrichten“ und der „Augsburger Abendzeitung“ wurde es abgedruckt⁴.

⁴ Erst zwei Jahre später (1869), als die beiden es gar zu bunt trieben und sogar heimlich eine gemeinsame Reise nach Italien machten, übte sich Bülow im Pistolenschießen für ein Duell, zu dem es dann freilich nicht kam. Einem Freunde aber bekannte er nach Einreichung der Scheidungsklage die jahrelange Pein, die er aus Pietät, z. B. gegen F. L. (Liszt, den Vater Cosimas), erduldet habe.

Die so wohlbegründeten Gerüchte ließen sich jedoch nicht zum Schweigen bringen und drangen durch verschiedene Mittelspersonen zu den Ohren des Königs. Er wurde argwöhnisch, und die ewigen Streitigkeiten verstimmten ihn: „Ich habe so viel Nachsicht und Geduld mit diesen Leuten (Wagner und Genossen) gehabt, ihnen so viele Wohltaten erwiesen, daß sie allen Grund haben, endlich zufrieden und dankbar zu sein; mein Geduldfaden beginnt endlich zu reißen.“ Und er riß vollends, als er sich von der Wahrheit der Gerüchte überzeugt hatte. Da waren wirklich keine Machenschaften der „Ultramontanen und Jesuiten“ mehr nötig!

Inzwischen wurden aber die tondramatischen Werke des Meisters von der Münchener Bevölkerung begeistert aufgenommen; sie wußte eben doch zu unterscheiden, was dem Künstler und was dem Menschen gebührte, und ließ den Künstler nicht entgelten, was ihr am Menschen unleidlich war.

Auch bezüglich des Semper-Theaters wurden die Dinge bislang auf den Kopf gestellt. Wenn noch 1931 Döberl-Spindler im dritten Band der „Entwicklungsgeschichte Bayerns“ schreiben konnte: „Es ist bekannt, wie der Staat und die Bevölkerung Münchens ihre Kräfte vereinigt haben, um dieses Projekt zu Fall zu bringen“, so zeigt uns Stemplinger demgegenüber, daß Wagner und Cosima selber gegen die Wünsche des Königs und bei völliger Zurückhaltung der Münchener in einem vielverschlungenen Intrigenspiel die Ausführung des Planes zu hintertreiben wußten. Stemplinger stellt gegen Schluß des an neuen Aufschlüssen so reichen Kapitels fest: „Wer in Kenntnis des wirklichen Herganges in Zukunft noch behauptet, die Stadtverwaltung oder Bevölkerung Münchens, Preßtreibereien oder die ultramontane Partei habe das Semper-Theater in München vereitelt, ist ein Verleumder.“

Noch viele andere biographische Einzelheiten erfahren durch Stemplinger wesentliche Korrekturen. Da sie mit unserem Thema nicht unmittelbar zusammenhängen, genügen einige Andeutungen. Da begegnet uns z. B. der Plan einer neuen Musikschule, ein andermal die Gründung einer wagnerdienerischen Presse. Der König hatte den besten

Willen, dem Meister in allem gefügig zu sein. Aber wie hätte sich der Monarch durch diesen Wust von aufgestellten und wieder umgestoßenen Plänen zurechtfinden können! Und unter welchen von Wagner inszenierten Schwierigkeiten kamen die vom König so sehnlich gewünschten Ring-Aufführungen zustande! Überall macht sich der unheilvolle Einfluß Cosimas geltend, „die durch ihren Ehrgeiz alles verdarb“ (Cornelius), die von einem Freunde Wagners schlecht und recht als Intrigantin bezeichnet wurde. Man kann in der Tat keinen treffenderen Ausdruck finden, wenn man in einem ihrer Briefe an den König liest: „Ich bin in fortwährender Angst, daß die Großen Sie nicht lieben und in fortwährender Verschwörung begriffen sind.“

Ans Groteske grenzt Wagners Undankbarkeit gegen seine treuesten Freunde und deren egoistische Ausnützung. Seine Einmischung in bayrische Politik, zumal in Personalfragen, mußte als unerträglich empfunden werden und machte den verantwortlichen Ministern das Leben sauer genug. Selbst die „Neuesten Nachrichten“, die den Meister immer begünstigt hatten, mußten schließlich erklären, daß sie jeden unberechtigten Einfluß, mag er nun von einem Kabinettssekretär oder von einem Zukunftsmusiker ausgeübt werden, für verwerflich halten. Da kann man es auch den Ultramontanen nicht verargen, wenn sie von der Entwicklung der Dinge nicht begeistert waren. Herwegh drückte das in seiner Spottballade vom verlorenen König (Ludwig war am Tage der Mobilmachung für den Krieg 1866, statt sich seiner Armee zu zeigen, heimlich zu Wagner in die Schweiz gereist) in den lebenswürdigen Versen aus:

Der heilige Ignatius

Der wollte bersten vor Verdruß.

Man kann es den Ultramontanen auch nicht übelnehmen, wenn sie sich über die Taktlosigkeit Bülow's, während der Fronleichnamsprozession Proben zu Wagneropern abzuhalten, weidlich ärgerten. Und sollte die Münchener Bevölkerung nicht gereizt werden, wenn der gleiche Bülow die Theaterbesucher mit dem Kosenamen „Schweinehunde“ bedachte, oder wenn er sich einmal äußerte, es bliebe Bayern nichts anderes

übrig, als schließlich auch Preußen anzugehören?

Dieses Jahr ist ein Richard Wagner-Jahr. An Jubiläumsfeiern, die bei solchen Gelegenheiten üblich sind, hat es nicht gefehlt. Das Buch Stemplingers scheint einen Mißton in die festlichen Akkorde zu bringen. Hätte der Verfasser vielleicht gut getan, mit der endlich

aufgedeckten Wahrheit noch zurückzuhalten? Wir glauben es nicht. Allerdings wird auch der gefühlsmäßig Widerstrebende nun gezwungen, sein Idealbild der Realität anzugleichen. Und der alte, sooft wiederholte Spruch: „Ein großer Künstler ist auch ein großer Mensch“, ist mitten ins Herz getroffen.

Josef Kreitmaier S. J.

Besprechungen

Zeitfragen

Ruf zur Besinnung. Von Cola Beaucamp. 80 (258 S.) München 1932, F. Bruckmann. M 4.80, geb. 5.50

Allgemein wie der Titel ist auch der Inhalt des Buches. Es behandelt oder berührt aus dem weiten Gebiete der Geschichte und Philosophie, der individuellen und sozialen Ethik, der Wirtschaft und Politik, der Kultur und Religion so ziemlich alle Fragen, auf die sich in der Not der Gegenwart ein nachdenklicher Mensch überhaupt besinnen kann. Aber die Menge der aufgegriffenen Fragen gestattet nirgends ein längeres Verweilen, eine Vertiefung und Versenkung. So findet die gärende Unruhe der Zeit in dem Buche zwar ihre Spiegelung, aber keine Lösung oder Erlösung.

Der Ausgangspunkt der Schrift ist durchaus richtig. Es ist die Störung oder Zerstörung des organischen Zusammenhangs in der Innen- und Umwelt des heutigen Menschen. Das zeigt sich beim einzelnen im Wildwuchs seiner Kräfte, in seiner Zersplitterung, Oberflächlichkeit und Haltlosigkeit. Der moderne Mensch lebt nicht aus einem geistigen Mittelpunkt, sondern von wechselnden, fragwürdigen Tagesmeinungen und Tageseindrücken. Fern der Natur und fern seinem Gott ist er ein Sklave des „Betriebes“, ein Opfer der nervösen Überreiztheit, der Lebensunsicherheit und Lebensangst. Die innere Unordnung hat entsprechend auf alle äußeren Beziehungen übergreifen und offenbart sich in der Anarchie der Wirtschaft, im Chaos der Weltanschauungen, in der Entgeistigung der Arbeit, im Zerfall der Ehe, Familie, Volks- und Menschheitsgemeinschaft. Alle diese Schatten im Bilde des modernen Lebens werden mit sittlichem Ernst gezeichnet; ihre Her-

kunft aus dem Rationalismus und Materialismus wird aufgedeckt. In dieser Hinsicht wird man der Darstellung durchweg zustimmen können. Freilich ist das alles schon oft gesagt und geklagt worden. Aber der Verfasser will ja nicht sosehr neue Gedanken bieten als alte Wahrheiten vor Vergessenheit bewahren.

Die Rettung ist natürlich von einer Rückkehr aus der Zersplitterung und Vereinzelung zur Ganzheit, zur organischen Verbindung aller menschlichen Kräfte zu erhoffen. Und der Wegweiser zu dieser Rückkehr soll die Besinnung sein. Alle Besinnung vermag jedoch nur dann zu helfen, wenn sie zu Grundlagen führt, die dem verirrtten und verwirrten Menschen einen festen Halt gewähren, also zu sicheren, überzeitlichen Wahrheiten und unerschütterlichen Autoritäten; denn das Schwankende kann nicht stützen. Hier aber liegt das Versagen des Buches. Immer wieder wird betont, daß es für metaphysische Wahrheiten keine rationale Begründung gebe (92 107 203 227 228 230 234). Die Erklärung der Ethik (102—104 111—112) ist durchaus unzureichend, und die Religion wird zu sehr dem Gemüt zugeschrieben. Auch der an sich sympathische Hinweis auf das Christentum (241 ff.) darf nicht darüber hinwegtäuschen, wie vag, unverbindlich und der Aufklärung verwandt diese Ausführungen sind.

Die Zeit geht hart und schwer und fordert klare, sichere Entscheidung. Allgemeine Werturteile, Einblicke und Ausblicke, deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit sich gerade wegen ihrer Allgemeinheit nur schwer beurteilen läßt, genügen nicht. Wir brauchen Felsengrund, um geistig aufrecht stehen zu können.

M. Pribilla S. J.